

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 41 (1970)

Heft: 2

Artikel: Heim und Elternhaus : Unterlassungssünden und neue Möglichkeiten : Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare : Fortbildungskurs 1969

Autor: Meister, Ulrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

**Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare:
Fortbildungskurs 1969**

An die 140 Teilnehmer konnte der Präsident des Hilfsverbandes, G. Stamm, Basel, im Hotel Bellevue auf Rigi-Kaltbad zum Fortbildungskurs 1969 begrüßen, darunter zahlreiche Vertreter befreundeter Vereinigungen sowie kantonaler und eidgenössischer Fürsorgestellen. Vom 4. bis 6. November wollte man über das Thema «Die Heime und die Familien der Heimkinder» sprechen, ein schwieriges Unterfangen, wenn man bedenkt, dass sich aus den zahlreichen recht unterschiedlichen Einzelfällen, die ihrerseits wieder sehr verschiedene Heimtypen betreffen, kaum allgemeingültige Schlüsse ziehen lassen. Trotzdem wurde versucht, zwischen statistischer und problematischer Betrachtung den richtigen Mittelweg zu finden, um so das Dreiecksverhältnis Eltern—Kind—Heim in angemessener Weise beschreiben zu können.

Es wurde dabei viel von den Eltern, viel von den Kindern gesprochen, um die hier vorhandenen, stets latenten Konfliktmöglichkeiten aufzuzeigen. Kaum gesprochen wurde aber über die möglichen negativen Verhältnisse in den Heimen selbst, die ja ebenso zu einer gestörten Beziehung führen können. Eine verständliche, wenn auch vom Thema her bedauerliche Unterlassungssünde. Immerhin wurden doch Bestrebungen aufgezeigt, das Heim nicht nur in seiner Ersatz- und Aufsichtsfunktion des fehlenden Elternhauses zu belassen, sondern gerade die Kind—Eltern-Beziehung und das Verhältnis Eltern—Heim zur zentralen Aufgabe des Heimes zu machen in Erkenntnis der partnerschaftlichen Verantwortung und tiefen emotionalen Bindungen, die die Erziehungsaufgabe des Heimes mitbestimmen. Dass diese Oeffnung zur externen Problematik die traditionelle Struktur des in sich abgeschlossenen Heimes stark belastet, dass vor allem der Zwang zur internen Ordnung eine Oeffnung nach aussen im Sinne einer vermehrten Resozialisierung von Kind und Eltern hemmen kann, wurde dabei nur am Rande deutlich.

Meist begnügte man sich lediglich mit der Feststellung dieser Schwierigkeiten, ohne ihren Ursachen nachzugehen. So hörten denn die vielen Heimleiter oft nur, was ihnen schon zur Genüge bekannt war. Und wenn auch neben den Vorträgen die Sonne, die Erholung und die abendlichen Gespräche für die Rigi-Tagung ebenso wichtig und nützlich sind, sollte man doch nicht vergessen, dass es sich um einen Fortbildungskurs handeln soll und nicht ausschliesslich um eine Rekapitulierung der alltäglichen kleinen und grossen Nöte und Sorgen.

Heim und Elternhaus

Unterlassungssünden und neue Möglichkeiten

Statistik warnt vor Verallgemeinerungen

Der erste Vortrag trug den Titel: «Aus welchen Familien stammen die Heimkinder?» Verschiedene Heimleiter berichteten über die Situation in ihrem Heim und gaben so eine anschauliche Information über die konkreten statistischen Verhältnisse, von denen eine problematische Behandlung des Themas ja schliesslich auszugehen hat. Es zeigte sich, dass nicht nur die Situation von Heim zu Heim verschieden ist, sondern dass es sich auch im einzelnen Heim gewissermassen immer um «Sonderfälle» handelt, die nur schwer in einer einheitlichen Statistik erfasst werden können. Vor globalen Feststellungen hat man sich also zu hüten, bestenfalls kann man sich über Näherungswerte und bestimmte Tendenzen einigen. Untersucht wurden vor allem der Berufsstand des Vaters, die Berufstätigkeit der Mutter, aussereheliche Herkunft, die wirtschaftlichen Verhältnisse, Scheidungen und gestörte Ehen. Keiner dieser Faktoren war allein ausschlaggebend für die Erziehungsunfähigkeit der Eltern, die Untersuchung an drei Einzelfällen, wie sie Sr. Marie Pia Fischer vom Mädchenheim «Grünau» in Richterswil vornahm, bewies, wie vielschichtig und unterschiedlich sich diese Faktoren auswirken können. Einig aber waren sich alle Referenten, neben Sr. M. P. Fischer die Mitarbeiter der Schenkung Dapples aus Zürich und F. Graber vom Erziehungsheim Erlach, darin, dass die Herkunft der Jugendlichen besser bekannt sein sollte. Die genaue Kenntnis des Milieus, aus dem das Kind stammt, ist die erste Voraussetzung zur erfolgreichen Heimerziehung. Zudem, das betonte F. Graber, muss die Arbeit mit den Eltern als eigentliche Primärerziehung angesehen werden, weil sich das Kind auch bei ungefreuten Verhältnissen doch immer noch nach den Eltern orientiert und somit der Einfluss des Milieus auf den Erfolg stärker ist als alle positiven Bemühungen des Heimerziehers.

Berichte aus verschiedenen Heimen

Wie lassen sich nun aber vom Heim aus fruchtbare Beziehungen zu den Eltern herstellen? Dr. Th. Wepfer vom Heilpädagogischen Seminar Zürich stellte in seinem Vortrag «Aus der Praxis der Heim—Familien-Beziehung» Berichte aus verschiedenen Heimen zusammen, um so auf bereits verwirklichte Lösungen hinzuweisen. Da ein Bericht dem andern folgte, vermisste man anstelle der zahlreichen Wiederholungen die strafere systematische Verarbeitung, die erlaubt hätte,

die verschiedenen Kontaktmöglichkeiten, wie Urlaub, Besuchstage, Briefverkehr usw., kritisch miteinander zu vergleichen. So hörte man zum Beispiel mehrmals, dass gute Beziehungen mit ungefähr der Hälfte der Eltern gepflegt werden, konnte aber nicht vergleichen, wieweit beispielsweise rigorose Regelungen von Urlaub oder Briefverkehr dem Kontakt hinderlich sind. Die meisten Heime versuchen heute, zu freieren Regelungen überzugehen, um so besser motivierte und intensiviertere Kontakte zu ermöglichen. Die intensivsten Kontakte finden naturgemäß beim Eintritt und Austritt statt: hier sollen die Eltern aktiv mitwirken, Erziehungsplan und Berufswünsche werden besprochen und aufeinander abgestimmt. Damit gewinnen die Eltern Einblick in die Heimwirklichkeit, die Identifikation fällt ihnen leichter. Bereits sind auch Elterngruppen geplant, die nach sozialpsychologischen Gesichtspunkten zusammengestellt werden sollen. Einsicht in die Erziehungsmaßnahme und aktive Mitverantwortung sind damit wohl die wirksamsten Massnahmen für eine fruchtbare Einbeziehung der Eltern und für den Abbau der milieubedingten Schwierigkeiten. Der Referent wies abschliessend darauf hin, dass sich die Partner desto sympatischer werden, je höher die Frequenz der Interaktionen, d. h. der persönlichen Kontakte, ist.

Erfahrungen des Alltags

Am zweiten Kurstag berichtete H. Kunz von der Ostschweizerischen Heimerziehereschule in Rorschach über Erfolg und Misserfolg der verschiedenen Kontakt- und Betreuungsformen, die er als ehemaliger Heimleiter des Erziehungsheimes Hochsteig bei Wattwil verwirklicht hatte. Unter dem Titel «Beziehungen zwischen Heim und Familie» gab er einen Erfahrungsbericht, der die vorangegangenen statistischen und allgemeinen Aufzählungen nun durch wichtige Details des praktischen und alltäglichen Heimlebens ergänzte. Die Struktur des Heimes, führte H. Kunz aus, bestimmt die Beziehungen zu den Eltern. Sein ehemaliges Heim beherbergte zwanzig verhaltensgestörte und milieugeschädigte, aber normalbegabte Knaben, die die interne Schule besuchten. Das Heimkollektiv war als Grossfamilie konzipiert, das Heimleiter Ehepaar sollte Vater- und Mutterersatz sein. Die Reaktion der Eltern auf diese Form der Betreuung soll positiv ausgefallen sein. Die persönlichen Kontakte wurden stark gepflegt und gefördert ohne hemmende starre Regelungen von Gesprächen und Besuchen. Echte Partnerschaft war am fruchtbarsten möglich mit Eltern von organisch-verhaltensgestörten Kindern. Partnerschaft meint in diesem Fall, dass sich Eltern und Heimleiter auf gleicher Ebene in der Sorge um das Kind begegnen können. Die künstliche Situation der Fremderziehung wird da am besten sublimiert, vor allem auch dann, wenn die Eltern Einblick in die Schwierigkeiten des Heimerziehers haben.

Bei Eltern von milieugeschädigten Kindern muss sich zuerst einmal Vertrauen einstellen, damit dann über ihre persönliche Notlage gesprochen werden kann. Wenn hier die gegenseitige Verantwortung nicht auch zum wirklichen Bemühen darum führt, können sich leicht negative Einflüsse auf die Erziehungsarbeit des Heimes einstellen, die Eltern versuchen dann, die Kin-

der durch Verwöhnung, Schimpfen und anderes gegen das Heim einzunehmen. Schwierig ist auch die Kontaktnahme mit geschiedenen Eltern. Sie müssen auf ihre Liebe zum Kind angesprochen werden, ohne dass der andere Elternteil dabei herabgesetzt wird. Für die meisten Fälle aber gilt, dass vor allem in Krisensituationen das Partnerschaftsverhältnis spielt, sobald der gegenseitige Kontakt und das gegenseitige Vertrauen einmal da und gross genug ist. Die persönliche Beziehung des Heimleiters zu den Eltern hilft auch, für das Kind eine manchmal unerträgliche ambivalente Spannung zu lösen, wenn es sieht, dass seine Verwurzelung im Elternhaus anerkannt und geschätzt wird. Gegenseitige Anerkennung und Interessengemeinschaft machen ja auch erst die richtige Partnerschaft aus. Entscheidend ist dabei meist nicht die Form, sondern die Intensität des Bemühens.

Vorteile und Initiative eines Wocheninternats

W. Püschel vom Schülerheim Ringlikon ZH präsentierte in seinem Vortrag «Besonderheit der Herkunft — Gleichartigkeit der Behandlung» eine überzeugende und fortschrittliche Lösung. Allerdings liegen im Schülerheim Ringlikon, das ein Wocheninternat ist, die Verhältnisse besonders günstig, was natürlich andere Heime nicht davon abhalten soll, ähnlich initiativ und phantasievoll nach neuen Möglichkeiten der Kontaktnahme zu suchen. Der Zusammenstoss zwischen elterlichen Erwartungen und heiminternen Möglichkeiten kann hier weitgehend verhindert werden, weil die Kinder erst aufgenommen werden, wenn ausführliche Informationen und Absprachen mit den Eltern ergeben haben, dass diese sich positiv zur Massnahme stellen. Zwei Erzieherinnen sind vollamtlich für den Elternkontakt besorgt, eine Funktion, die mit der Zeit wahrscheinlich in den meisten Heimen eingeführt werden muss. Die Kinder werden in Gruppen betreut, wobei eine möglichst individuelle Behandlung angestrebt wird. In ausführlichen Fallbesprechungen wird von den Beteiligten das definitive Erziehungsprogramm erarbeitet, das den Eltern mitgeteilt wird und an dem sie selbst mitarbeiten können und müssen.

Vor kurzem wurde nun auch mit Erfolg eine Elterngruppe gebildet, die sich regelmässig trifft, um gemeinsame Probleme zu diskutieren. So ergibt sich Distanz zu den eigenen Schwierigkeiten, zugleich aber auch die Möglichkeit, sie in Zusammenarbeit mit andern zu bewältigen. Der gelungene Versuch zeigt jedenfalls, dass die psychische Umwelt — für Eltern und Kind — wichtiger ist als die materielle. Wenn auch hier noch keine analytische Gruppentherapie betrieben wird, sind doch positive Ergebnisse zu spüren, die die soziale Bedeutung der Gruppe hervorheben und sie zu einem wichtigen Partner der Erziehungsarbeit werden lassen.

Das Wetter war an diesem Mittwoch nicht gerade einladend, so dass man den Kaffee in der Hostellerie einem Spaziergang auf den verschneiten Rigi-Kulm vorzog. Zahlreich erschien man zur Hauptversammlung, die am späteren Nachmittag stattfand (wir berichten darüber am Schluss). Am Donnerstag, wie immer, wenn's an die Heimreise geht, war wieder prächtiger Sonnen-

schein, und — auch das gehört zur Tradition der Rigitagung — ein herrliches Nebelmeer lag über dem Seebecken.

Der Standpunkt des Versorgers

Als letzter Referent sprach H. Meier, Inspektor beim Fürsorgeamt Zürich, über «Heim und Familie vom Versorger aus gesehen». Der Versorger nimmt ja oft eine wichtige vermittelnde Stelle zwischen Heim und Familie ein, so dass man nun gespannt auf die Ausführungen von H. Meier war, die die vorhergehenden Vorträge wertvoll ergänzen konnten. Der Referent lobte zunächst die grossen Anstrengungen der Heime, das Heimklima nach den neusten psychologischen und heilpädagogischen Erkenntnissen einzurichten. Trotzdem gehe es nach wie vor darum, die zunächst einmal negative Haltung des Kindes, das ins Heim eingeliefert wird, abzubauen. Dass dabei den Eltern eine wichtige Funktion zukommt, war schon in allen Vorträgen deutlich geworden. Drei mögliche Arten in der Beziehung zwischen Eltern und Heim können unterschieden werden. Erstens der Idealfall, wo eine Zusammenarbeit und sachliches Gespräch mit den Eltern ohne weiteres möglich sind, somit eine ideale Erziehungseinheit besteht. Dann die Problemfälle, wo die Eltern bewusst negativ auf Heim und Kinder einzuwirken versuchen. Die Statistik zeigt allerdings, dass die Zahl massiver Störungen viel kleiner ist, als allgemein angenommen wird. Schliesslich die Fälle von Indifferenz, wo keine Spannung vorliegt, wie sich aber die indifferente Haltung doch auch negativ auf die Kinder auswirkt. Hier käme es vor allem darauf an, Ersatzeltern zu suchen, die das Kind über das Wochenende und in den Ferien betreuen könnten. Die idealste Heimfamilie ist noch immer keine Normalfamilie, die für die Entwicklung des Kindes enorm wichtig ist.

Neben ausgesprochener Indifferenz, wo sich die Eltern überhaupt nicht um Kind und Heim kümmern, gibt es natürlich eine gleitende Skala von Desinteresse. Hier können Aufmunterungen von seiten des Heimes zur stärkeren Beziehung verhelfen, oft aber reissen sie bald wieder ab, was für das Kind wiederum sehr schädlich ist.

Die Ursachen für eine Differenz zwischen Eltern und Heim sind naturgemäss vielfältig. Der Streitpunkt ergibt sich meist von den Eltern aus, vor allem bei materiellen Fragen. Es gibt zweifellos auch berechtigte Reklamationen der Eltern, oft sind aber häufige und kleinliche Beanstandungen Symptom für ihre Unzufriedenheit oder für ihr Schuldgefühl. Für den Heimleiter braucht es jahrelange Erfahrung und ein grosses Mass an Selbstkontrolle, um in solchen Streitfällen vermitteln zu können. Eine sachliche Stellungnahme ist meist nicht möglich, weil die Eltern zu wenig ansprechbar sind. Unter Umständen liegt aber auch ein latentes Misstrauen des Heimleiters gegen die Eltern vor. Der Erzieher muss in jedem Fall die Hintergründe und Motive kennen, um richtig reagieren zu können. Er soll die Eltern ohne falsche Autorität ernst nehmen und ein sachliches Gespräch anstreben. Wo allerdings Verständnis als Schwäche ausgelegt werden könnte, hilft ein bestimmtes Auftreten und ein verständnisvoller Entscheid mehr. Eine härtere Tonart liegt sogar

oft im Interesse des Kindes selbst (zum Beispiel wenn Einschränkungen des Besuchsrechts notwendig wird).

Die Kontaktschwierigkeiten sind häufig durch Unsicherheit oder Aggression der Eltern bedingt. Wenn sich der Erzieher nun seinerseits affektiv dazu verhält (Auflehnung oder Mitleid) kultiviert er die Schwierigkeiten, statt sie zu beheben. Von ihm wird eine innere Haltung gefordert, die der Referent «wohlwollende Sachlichkeit» nannte.

Welche Rolle hat in diesem Spannungsfeld nun der Versorger zu spielen? Er muss den Fall genau kennen, um die richtige Plazierung vornehmen zu können, denn schon in der Vorbereitung der Plazierung mit den Eltern können Missverständnisse entstehen, die später ihre Folgen zeigen. Oft gelingt es, über den Versorger die Vorwürfe zu bereinigen, ist er doch «neutrale Pufferzone» zwischen Eltern und Heim. Die Aussagen der Eltern müssen dabei kritisch aufgenommen werden, sie können objektiv unhaltbar sein, für die Eltern aber durchaus subjektiven Wahrheitsgehalt besitzen. Die Meinung des Versorgers deckt sich auch nicht immer mit der des Heimleiters, auch hier können also Schwierigkeiten auftreten. Für die Eltern ist er oft der Bösewicht, für die Heime Vertreter eines «nicht gängigen Artikels». H. Meier betonte aber abschliessend, dass meist gute Beziehungen bestehen dank der unermüdlichen Arbeit des Heimpersonals.

Der langen Rede kurzer Sinn . . .

Zum Abschluss der Tagung gab Kursleiter Dr. F. Schneeberger (Heilpädagogisches Seminar Zürich) eine sehr informative Zusammenfassung, die das bisher Gesagte systematisch zu erfassen versuchte. Wir möchten deshalb die einzelnen Punkte leicht gekürzt hier wiedergeben, gewissermassen als kleine nützliche Repetition:

- 1 Die Struktur des Heimes bestimmt die Beziehungen zwischen Heim und Eltern, es gibt deshalb kein verbindliches Modell.
- 2 Der wichtigste Unterschied liegt in der Art, wie der Kontakt aufgenommen wird:
 - a) vom Kind ausgehend (über die Fürsorge zum Beispiel). Hier ist die Zusammenarbeit mit den Eltern erschwert, weil erst oft später Einblick in die Verhältnisse genommen werden kann. Die Grenzen der Belastbarkeit eines Heimes werden leicht überschritten.
 - b) von den Eltern ausgehend. Mit der Familie des künftigen Heimkindes wird die Plazierung besprochen, massgebend ist dabei der Wille zur Mitarbeit der Eltern. Bei kleinerer Auswahl sind hier intensivere Kontakte möglich (Elterngruppen).
- 3 Festzustellen war in allen Vorträgen die belastende Ungleichheit: Eltern und Kind befinden sich in einem negativen Status, Erzieher im positiven.
- 4 Trotz diesem Unterschied ist Partnerbeziehung auf gleicher Gesprächsebene nötig. Das bedeutet Achtung und Ernstnehmen, unbesehen einer allfälligen Lebens- oder Erziehungsuntüchtigkeit bei den Eltern. Verständnis ist aber nicht zu verwechseln mit

unbeschränktem Akzeptieren ohne entschiedene Haltung.

- 5 Folgende Voraussetzungen müssen beim Heimerzieher erfüllt sein:

- Bereitschaft zu einer nicht primär moralischen Wertung des Elternverhaltens, d. h., eine therapeutische Haltung («wohlwollende Sachlichkeit»).
- Einblick in die Hintergründe der elterlichen Not ohne Eitelkeit des Berufserziehers. Kennenlernen im eigenen Milieu ist wichtig.
- Mögliche Ausprägungen der inneren Notlage der Eltern muss der Erzieher kennen wollen. Un Ganzheit ist anzuerkennen.

- 6 Die Notlage der Eltern kann völlig verschiedene Ursachen haben (vielleicht ist sogar ein Analytiker beizuziehen). Sie kann biographisch, aktuell oder personalbedingt sein, wobei im letzten Fall wieder zahlreiche Untergruppen unterschieden werden müssen (fehlende Intelligenz, keine Paar- oder Gruppenfähigkeit, normative Unsicherheit und die grösste Gruppe der neurotisierten oder neurotischen Eltern). — Voreiliges Festlegen des Elternverhaltens ist in jedem Fall zu vermeiden.

- 7 Kritische Situationen müssen mit dem Kind als der Brücke zu den Eltern beseitigt werden, das heisst, es muss auf gegenseitige Mitarbeit und Partnerschaft abgestellt werden. Ratschläge von Fachleuten müssen zusätzlich vom Heimleiter und von der Situation des Kindes her begutachtet werden.

- 8 Bei der Erziehung ist differenzierte Phantasie (so genannte Realphantasie) unentbehrlich. Die sachliche Richtigkeit des Elterndenkens ist für richtige Einfühlung unwichtig. Auch Aeusserlichkeiten müssen beachtet werden, sie sind oft Signal für die Eltern (zum Beispiel bei Besuchen oder Ferien). Für das Auffinden ungleicher und ungewöhnlicher Lösungen hilft ebenfalls nur Phantasie.

- 9 Die Verwurzelung des Kindes im familiären Milieu ist unbedingt zu respektieren. Die Heimerziehung kann immer nur Ersatz sein.

Allgemein gilt, dass die Haltung wichtig ist und die vermehrte Kenntnisnahme von Einzelheiten.

*

Die abschliessende Diskussion führte noch zur Beantwortung einzelner Fragen, die Kursteilnehmer schienen aber nicht mehr sehr wissbegierig zu sein. Vieles war in diesen drei Tagen gesagt worden, vieles hatte man wohl auch schon wieder vergessen, einiges aber dürfte wohl als bleibende Erkenntnis wieder mit in den Nebel hinab begleitet haben.

*

Hauptversammlung

An der Hauptversammlung orientierte der Präsident des Hilfsverbandes für Schwererziehbare, G. Stamm, vor allem über das leidige Kapitel der Bundessubventionen für Erziehungsheime. Das Gesetz ist zwar seit dem 1. Januar 1967 in Kraft, wurde aber erst in der Herbstsession 1967 endgültig angenommen. Die Vollzugsverordnung ist weiterhin ausstehend oder ungenügend. Gesuche an den Bundesrat (Justizdepartement) blieben erfolglos. Subventioniert werden sollen besondere erzieherische Massnahmen, darunter Aufwände für Löhne für Schule und Freizeitgestaltung und für die Weiterbildung des Personals. Die Hoffnung des Hilfsverbandes geht dahin, dass ab 1970 die Subventionierung normalisiert sein sollte, und die Beiträge nicht erst zwei Jahre später eintreffen. Das Gesetz muss aber weiterhin noch effektiver gestaltet werden.

Für das erste Quartal 1970 ist eine ausserordentliche Mitgliederversammlung geplant, die der Information, der Aussprache und einer ausführlichen Standortbestimmung gewidmet sein soll.

Ulrich Meister

Für Sie gelesen und besprochen

OTTO L. SHAW. Die Ungeliebten. Psychotherapeutische und pädagogische Erfahrungen. Lambertus-Verlag, Freiburg i. Brsg., 1969, DM 19.80.

Im vorliegenden Buch berichtet der Begründer und Leiter der englischen Red Hill School, Otto L. Shaw, aus einer über 30jährigen Erfahrung. Das Buch ist ein Erfahrungsbericht, das zwar gewisse Grundeinstellungen anklingen lässt, aber kein methodisch systematisches Lehrbuch.

Otto L. Shaw, ursprünglich Erdöltechniker, gründete 1934 die Red Hill School, «ein Erziehungs- und Behandlungsheim mit höherer Schule für begabte neu-

rotische Jungen». Bei der Aufnahme werden die Kinder berücksichtigt, die «erstens sehr intelligent (I Q über 130) und zweitens zugänglich für psychotherapeutische Behandlung sind». Interessant ist, dass der Heimleiter, der sich selbst einer Lehranalyse unterzogen hat, psychotherapeutisch behandelt.

Der Verfasser betrachtet die Schule als «Prüffeld sozialer Anpassung», wobei die Anpassungsstörung die Unfähigkeit ist, «befriedigende mitmenschliche Beziehungen aufzubauen». Bei der Hälfte der Kinder und Jugendlichen wird eine Psychoanalyse durchgeführt, die andere Hälfte spricht «auf ermutigende Anleitung an, die in einem vertraulichen Gespräch gegeben wird».